

Bill Bryson
Frühstück mit Kängurus

BILL BRYSON

Frühstück mit Kängurus

Australische Abenteuer



Deutsch
von Sigrid Ruschmeier

Goldmann Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»In a Sunburned Country« bei Broadway Books, New York

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2000

by Bill Bryson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

www.goldmann-verlag-de

eISBN 978-3-641-09056-2

*Für David, Felicity,
Catherine und Sam*

ERSTER TEIL

Ins Outback

Erstes Kapitel

I

Auf dem Flug nach Australien fiel mir wieder nicht ein, wie der Premierminister heißt. Ich seufzte. Das passiert mir immer – ich will mir den Namen merken, vergesse ihn (meist mehr oder weniger prompt) und fühle mich dann schrecklich schuldig. Denn ich finde, dass ihn wenigstens ein Mensch außerhalb Australiens kennen sollte.

Es ist aber auch schwer, sich einigermaßen über das Land auf dem Laufenden zu halten. Als ich vor ein paar Jahren zum ersten Mal von London aus dorthin flog, vertrieb ich mir die vielen Stunden mit der Lektüre einer Geschichte der australischen Politik des zwanzigsten Jahrhunderts und stieß auf die erstaunliche Tatsache, dass der Premierminister Harold Holt im Jahre 1967 an einem Strand in Victoria entlangspazierte, in die Brandung hechtete und verschwand. Von dem armen Mann ward nie wieder etwas gesehen. Ich fand das doppelt erstaunlich – erstens, weil Australien einfach so einen Premierminister verlor (also, wo gibt's denn so was?), und zweitens, weil es mir nie zu Ohren gekommen war.

Was nur einmal mehr beweist, wie schmächtig wenig Beachtung wir unseren Brüdern und Schwestern am anderen Ende der Welt – down under – schenken. Doch das hat seine Gründe: Australien ist sehr weit weg und größtenteils unbewohnt. Sein Anteil an der Weltbevölkerung ist verschwindend gering: nur neunzehn Millionen Menschen leben dort – um

mehr als diese Zahl wächst ja China schon jedes Jahr. Und mit einer Wirtschaftskraft, die in etwa dem US-Bundesstaat Illinois entspricht, spielt es im weltweiten Vergleich auch nur eine Nebenrolle. Es schickt uns zwar ab und zu nützliche Dinge – Opale, Merinowolle, Errol Flynn und Bumerangs –, doch nichts, das wir unbedingt zum Leben bräuchten. Der wichtigste Grund dafür, dass es ständig übersehen wird, scheint mir jedoch darin zu liegen, dass es sich nie daneben benimmt. Die politischen Verhältnisse sind stabil, die Leute friedlich und gut. Australien kennt keine Staatsstreiche, überfischt nicht rücksichtslos die Weltmeere, verkauft keine Waffen an fiese Despoten, baut nicht in frechen Mengen Koka an oder führt sich in nassforscher oder sonst wie ungebührlicher Weise auf.

Doch selbst all dessen eingedenk, ist unsere Ignoranz gegenüber dem, was dort passiert, schwer zu erklären. Wie Sie sich denken können, ist sie vor allem in den Vereinigten Staaten verbreitet. Kurz bevor ich zu meiner Reise aufbrach, ging ich in die Stadtbücherei meines Heimatorts Hanover, New Hampshire, und schaute Australien im *New York Times Index* nach. Ich wollte sehen, wie viel Aufmerksamkeit es in den letzten Jahren in meinem Heimatland erregt hatte. Nur weil der Band von 1997 aufgeschlagen auf dem Tisch lag, begann ich mit diesem Jahr. Über das ganze Spektrum möglicher Interessensgebiete verteilt – Politik, Sport, Reise, die anstehenden Olympischen Spiele in Sydney, Essen und Trinken, die schönen Künste, Nachrufe und dergleichen –, hatte die *New York Times* 1997 zwanzig Artikel gebracht, die sich überwiegend oder ausschließlich mit australischen Angelegenheiten beschäftigten. Nur zum Vergleich: Im selben Zeitraum gab es einhundertundzwanzig Beiträge über Peru, etwa einhundertundfünfzig über Albanien und Kambodscha, jeweils mehr als dreihundert über Nord- und Südkorea und weit über fünfhundert über Israel. Alles in allem war Australien gleichauf mit Weißrussland und Burundi. Mehr zu lesen gab es selbst über

Themen wie Freiluftballons und deren Fahrer, die Scientology-Kirche, Hunde (ausgenommen Hundeschlitten-Fahren) und über Pamela Harriman, die Ex-Botschafterin und Partylöwin, deren Ableben im Februar 1997 offenbar eine Katastrophe darstellte, die zweiundzwanzigmal in der *Times* erwähnt werden musste. Grob gesagt, war Australien den Amerikanern 1997 unwesentlich wichtiger als Bananen, aber bei weitem nicht so wichtig wie Speiseeis.

Und dabei war 1997 sogar noch ein gutes Jahr für Nachrichten aus dem fünften Kontinent. 1996 war er Thema in gerade einmal neun Berichten und 1998 nur in sechs. Anderswo auf dem Globus schreibt man vielleicht häufiger über ihn – aber das liest doch keiner! (Bitte alle melden, die erstens den derzeitigen australischen Premierminister nennen können und zweitens wissen, in welchem Bundesstaat Melbourne liegt, oder überhaupt eine Frage zu Australien beantworten können, die nichts mit Cricket, Rugby oder Mel Gibson zu tun hat.) Die Australier hassen es, dass die Welt sie so wenig beachtet, und das kann ich gut verstehen. Denn es ist ein Land, in dem interessante Dinge passieren. Am laufenden Band!

Bester Beweis dafür ist eine der Geschichten, die es 1997 in die *New York Times* schaffte, wenn auch unter die Rubrik »Vermischtes«. Im Januar ebendieses Jahres, schreibt der *Times*-Reporter, untersuchten Wissenschaftler ernsthaft, ob das mysteriöse Erdgrummeln im äußersten australischen Outback vier Jahre zuvor tatsächlich die Explosion einer Atombombe gewesen war, die Mitglieder der japanischen Weltuntergangssekte Aum Shinrikyo gezündet hatten. Um dreiundzwanzig Uhr drei (Ortszeit) des achtundzwanzigsten Mai 1993 zuckten und kritzelten nämlich in der gesamten Pazifikregion die Nadeln der Seismografen los, nachdem es in der Nähe des Ortes Banjawarn Station in der Großen Victoriawüste in Westaustralien offenbar heftig gebebt hatte. Ein paar Fernfahrer und Prospektoren, das heißt, Leute, die Öl und sonstige Bodenschätze

suchen, im Grunde die einzigen Menschen, die sich in dieser einsamen Weite aufhalten, berichteten, dass sie plötzlich einen Blitz am Himmel gesehen und das Donnern einer mächtigen, doch sehr entfernten Detonation gehört beziehungsweise gespürt hätten. Einem war in seinem Zelt eine Dose Bier vom Tisch gehüpft.

Man fand keine eindeutige Ursache. Die seismografischen Aufzeichnungen hatten ein anderes Profil als die eines Erdbebens oder einer Explosion in einem Bergwerk, wobei die Druckwelle ohnehin einhundertundsiebzigmal stärker war als die der heftigsten Bergwerksexplosion, die je in Westaustralien registriert wurde. Die Aufzeichnungen passten eher zu einem großen Meteoriteneinschlag, doch der hätte einen Krater von mehreren hundert Metern Durchmesser schlagen müssen, und einen solchen Krater fand man nicht. Letztendlich zerbrachen sich die Wissenschaftler ein, zwei Tage lang den Kopf und legten das Ganze dann als unerklärliche Kuriosität ad acta. So was passierte eben von Zeit zu Zeit.

1995 allerdings erlangte die Aum-Sekte jäh traurige Berühmtheit, als sie in der Tokioter U-Bahn in großzügigen Mengen das Nervengas Sarin versprühte und zwölf Menschen starben. Bei den nachfolgenden Ermittlungen fand man heraus, dass die Sekte über beträchtlichen Landbesitz verfügte, unter anderem auch über ein Fünfhunderttausend-Morgen-Wüsten-Areal in Westaustralien unweit der Stelle, an der sich das mysteriöse Beben zugetragen hatte. Die Behörden entdeckten dort ein ungewöhnlich gut ausgestattetes Speziallabor sowie den Beweis, dass die Sektenmitglieder Uran gefördert hatten. Unabhängig davon wurde bekannt, dass die Sekte zwei Atomwissenschaftler aus der früheren Sowjetunion in ihre Reihen rekrutiert hatte. Da das erklärte Ziel der Gruppe die Zerstörung der Welt ist, hat es den Anschein, als sei der Zwischenfall in der Wüste eine Trockenübung dafür gewesen, Tokio in die Luft zu jagen.

Sie verstehen natürlich, worauf ich hinaus will. Australien ist ein Land, das Premierminister verliert und so riesig und dünn besiedelt ist, dass ein Trupp enthusiastischer Laien in der Wüste die erste Nichtregierungsatombombe der Welt zünden kann und fast vier Jahre vergehen, bis es jemand merkt. Klar, dieses Land musste ich kennen lernen!

Aber weil wir so wenig über es wissen, sind vielleicht ein paar Vorbemerkungen angebracht.

Australien ist das sechstgrößte Land der Erde und die größte Insel. Es ist die einzige Insel, die auch ein Kontinent ist, und der einzige Kontinent, der auch ein Land ist. Es ist der erste und der letzte Kontinent, der vom Meer aus erobert wurde. Es ist die einzige Nation, die als Gefängnis angefangen hat.

Es ist die Heimat des größten lebenden Wesens auf Erden, des Great Barrier Reef, und des berühmtesten und eindrucksvollsten Monolithen, des Ayers Rock oder Uluru, um den nun offiziellen, respektvolleren Aborigine-Namen zu benutzen. Es gibt dort mehr Lebewesen, die einen umbringen können, als irgendwo sonst. Die zehn giftigsten Schlangen leben alle in Australien. Fünf seiner tierischen Bewohner – die Trichterspinne, die Würfelqualle, die Blauringkrake, der Steinfisch und eine bestimmte Zeckenart – sind tödlich für den Menschen. In diesem Land können selbst die flauschigsten Raupen Sie mit einem giftigen Kniepen außer Gefecht setzen, und Muscheln piksen hier nicht nur, sondern attackieren Sie manchmal sogar. Heben Sie an einem Strand in Queensland zufällig eine harmlose Kegelschnecke auf, wie das unschuldige Touristen ja gern tun, dann werden Sie erleben, dass der kleine Racker darin nicht nur erstaunlich fix und unwirsch reagiert, sondern auch überaus giftig ist. Wenn Sie aber nicht plötzlich und unerwartet zu Tode gestochen oder gespießt werden, werden Sie vielleicht von Haien oder Krokodilen gefressen, von tückischen Meeresströmungen hilflos zappelnd in den Ozean hi-

nausgetragen, oder Sie taumeln mutterseelenallein im brütend heißen Outback in einen kläglichen Tod. Ein hartes Land.

Und alt. Seit sechzig Millionen Jahren, seit Bildung der Great Dividing Range hat sich Australien geologisch praktisch nicht verändert und konnte dadurch viele der ältesten Dinge bewahren, die man je auf Erden fand, die urältesten Felsen und Fossilien, die frühesten Tierspuren und Flussbetten, ja, die ersten schwachen Zeichen des Lebens selbst. Und zu einem unbestimmten Zeitpunkt in Australiens unendlich langer Vergangenheit – vielleicht vor fünfundvierzigtausend, vielleicht vor sechzigtausend Jahren, aber ganz gewiss, bevor es moderne menschliche Wesen in Nord- und Südamerika oder Europa gab – drang heimlich, still und leise ein zutiefst rätselhaftes Volk ein, die Aborigines. Sie weisen keine eindeutige rassische oder sprachliche Verwandtschaft mit den Völkern im umliegenden asiatischen Raum auf, und eigentlich ist ihre Anwesenheit auf dem Kontinent nur dann plausibel, wenn man annimmt, dass sie mindestens dreißigtausend Jahre vor allen anderen Menschen hochseetüchtige Schiffe ersannen, bauten, sich auf einen Exodus begaben und dann fast alles, was sie gelernt hatten, vergaßen oder sich nicht mehr dafür interessierten, ja sich überhaupt kaum noch mit dem offenen Meer einließen.

Diese Leistung ist so einzigartig und außergewöhnlich, so schwer zu erklären, dass die meisten Geschichtsbücher sie mit ein, zwei Absätzen abtun und dann gleich zur zweiten, besser dokumentierten Invasion übergehen, die 1770 mit der Ankunft Captain James Cooks und seiner tapferen kleinen Jolle, der HMS Endeavour, in der Botany Bay begann. Macht nichts, dass Captain Cook Australien nicht entdeckt hat und zur Zeit seines Besuchs nicht mal Kapitän war. Die meisten Leute, auch die meisten Australier, glauben, dass mit ihm alles anfängt.

Die Welt, die diese ersten Engländer vorfanden, war be-

rühmt dafür, dass alles verkehrt herum war – statt Winter war in Australien Sommer, die Sternbilder standen auf dem Kopf. Es war einfach völlig anders als irgendetwas, das sie vorher schon einmal gesehen hatten, selbst in den benachbarten Breiten des Pazifik. Die Lebewesen schienen sich entwickelt zu haben, als hätten sie die Gebrauchsanleitung nicht gelesen. Das typischste von ihnen rannte, hoppelte oder galoppierte nicht, sondern sprang durch die Landschaft wie ein Gummiball. Die seltsamsten Geschöpfe tummelten sich dort: Fische, die auf Bäume kletterten, fliegende Füchse (in Wirklichkeit sehr große Fledermäuse) und derart umfängliche Krustentiere, dass ein erwachsener Mann in die Schalen kriechen konnte.

Kurz und gut, ein solches Land gab es auf der Welt nicht noch einmal. Gibt es immer noch nicht. Achtzig Prozent aller Tiere und Pflanzen in Australien existieren nur dort. Ja mehr noch, sie existieren in einer Vielzahl, die zu den harschen Lebensbedingungen gar nicht zu passen scheint. Australien ist der trockenste, flachste, heißeste, ausgedörrteste, unfruchtbarste, klimatisch aggressivste aller bewohnten Kontinente. Nur die Antarktis ist lebensfeindlicher. Das Land ist geologisch so inaktiv, dass, genau genommen, der Erdboden selbst ein Fossil ist. Und dennoch wimmelt er von Leben in unzähligen Formen. Schon allein bei den Insekten haben die Forscher keinen blassen Schimmer, ob die Gesamtzahl der Arten einhunderttausend oder mehr als das Doppelte beträgt. Ein Drittel davon ist der Wissenschaft bisher vollkommen unbekannt. Bei Spinnen sogar bis zu achtzig Prozent.

Ich erwähne Insekten insbesondere deshalb, weil ich eine Geschichte über ein Krabbeltier namens *Nothomyrmecia macrops* erzählen will, die, wenn auch ein wenig indirekt, hervorragend zeigt, was für ein außergewöhnliches Land Australien ist.

Als im Jahre 1931 ein paar Amateurnaturforscher auf der Halbinsel Cape Arid an der Südküste in der struppigen Ein-

öde herumwühlten, fanden sie ein Insekt, das noch nie jemand gesehen hatte. Es erinnerte vage an eine Ameise, war aber ungewöhnlich blassgelb und hatte seltsam starrende, eindeutig beunruhigende Augen. Sie nahmen ein paar Exemplare mit, die auf dem Schreibtisch eines Experten im National Museum of Victoria in Melbourne landeten und sofort als *Nothomyrmecia* identifiziert wurden. Das verursachte große Aufregung, weil ein solches Lebewesen nach menschlichem Ermessen seit einhundert Millionen Jahren gar nicht mehr existierte. Es war eine Ur-Ameise, ein lebendiges Relikt aus der Zeit, als sich die Ameisen aus den Wespen entwickelten. In der Insektenkunde war der Fund so fantastisch, als hätte man auf einer abgelegenen Grassteppe eine äsende Triceratops-Herde entdeckt.

Man organisierte sofort eine Expedition, doch trotz penibelster Suche fand man die Kolonie auf Cape Arid nicht wieder. Auch weitere Erkundungen verliefen erfolglos. Als fast ein halbes Jahrhundert später ruchbar wurde, dass ein US-amerikanisches Forscherteam eine erneute Suche nach der Ameise plante, und zwar garantiert mit all dem High Tech-Schnickschnack, dem gegenüber die Australier amateurhaft und schlecht organisiert ausgesehen hätten, bestellte die Regierung ein paar Wissenschaftler in Canberra, die den Amerikanern mit einem letzten Versuch zuvorkommen sollten, die Ameisen lebendig zu finden. Ein Konvoi machte sich quer übers Land auf den Weg.

Als sie am zweiten Tag durch die Wüste in Südaustralien fuhren, fing ein Fahrzeug an zu stottern und zu qualmen, und sie mussten in Poochera, einem einsamen Halt an der Straße, eine unvorhergesehene Übernachtung einschieben. Abends ging ein Mitglied des Suchtrupps, Bob Taylor, hinaus, um ein bisschen frische Luft zu schnappen, und leuchtete ohne besonderen Grund mit dem Strahl seiner Taschenlampe den Boden ab. Sie können sich seine Überraschung vorstellen, als er

sah, wie über einen Eukalyptusbaumstumpf eine propere Marschkolonie ebender *Nothomyrmecia* krabbelte.

Bedenken Sie, wie die Chancen dafür standen. Taylor und seine Kollegen waren achthundert Meilen von der Stelle entfernt, wo sie suchen wollten. Auf den fast drei Millionen Quadratmeilen Wüste, aus denen Australien besteht, hatte ein Mann gerade eines der seltensten, am meisten gesuchten Insekten der Erde gefunden und erkannt – ein Insekt, das nur einmal, und zwar ein halbes Jahrhundert zuvor, lebend gesichtet worden war. Und das alles nur, weil zufällig an der Stelle ein Auto einen Motorschaden gehabt hatte. Die *Nothomyrmecia* ist im Übrigen bis zum heutigen Tage nicht mehr an dem ursprünglichen Fundort entdeckt worden.

Ich bin sicher, Sie wissen wieder ganz genau, worauf ich hinaus will. Dieses Land ist gleichzeitig atemberaubend leer und voll gepackt mit Zeugs. Interessantem Zeugs, uraltem Zeugs, Zeugs, das man nicht auf Anhieb versteht. Zeugs, das man sogar noch finden muss.

Glauben Sie mir, es ist ein interessantes Land.

II

Jedes Mal, wenn man von Nordamerika nach Australien fliegt und die internationale Datumsgrenze überquert, kriegt man einen Tag abgezackt – ohne dass einen auch nur irgendjemand fragt, wie man das findet. Ich verließ Los Angeles am dritten Januar und kam vierzehn Stunden später am fünften Januar in Sydney an. Für mich hatte es keinen vierten Januar gegeben. Absolut keinen. Wo genau er sich hin verkrümelte hatte, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich offenbar für einen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden in der Weltgeschichte nicht existiert hatte.

Ich finde das ein wenig gespenstisch. Will sagen: Wenn Sie

Ihre Reiseunterlagen durchblättern und eine Bemerkung folgenden Wortlauts läsen: »Wir möchten unsere Fluggäste darauf aufmerksam machen, dass bei einigen Flügen ein vierundzwanzigstündiger Existenzverlust eintreten kann« (Es wäre natürlich so formuliert, als geschehe es nur ab und zu.), würden Sie doch sicher am liebsten jemanden von der Fluggesellschaft energisch am Ärmel packen und »Moment mal« sagen.

Andererseits liegt ein gewisser metaphysischer Trost in dem Wissen, dass man aufhören kann, in materieller Form zu existieren, und dass es gar nicht wehtut, und man muss auch anstandshalber sagen, dass sie einem den Tag wiedergeben, wenn man auf dem Rückflug die Datumsgrenze in umgekehrter Richtung überfliegt und es dadurch irgendwie schafft, in Los Angeles anzukommen, bevor man Sydney verlassen hat, was auf seine Art natürlich ein noch pfiffigeres Kunststück ist.

Ich verstehe ja in etwa, worum es hier geht. Ich sehe ein, dass es eine gedachte Grenze geben muss, an der ein Tag endet und ein neuer beginnt, und dass notwendigerweise etwas Merkwürdiges mit der Zeit passiert, wenn man diese Grenze überschreitet. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, dass man auf jedem Trip zwischen Amerika und Australien eine Erfahrung macht, die unter allen anderen Bedingungen eine schiere Unmöglichkeit wäre: Denn wie hart man auch trainiert oder sich konzentriert oder Kalorien zählt; egal, wie viel Schritte man auf dem Stepper macht, man wird nie so fit, dass man vierundzwanzig Stunden lang keinen Raum beansprucht.

Man hat also schon, wenn man in Australien landet, ein gewisses Gefühl, etwas geleistet zu haben – mit Freude und Genugtuung stellt man fest, dass man aus dem Flughafengebäude in den blendenden australischen Sonnenschein tritt und all die vielen Atome, von denen man eben noch nicht wusste, wie und wohin sie verschwunden waren, beinahe nor-

mal wieder zusammengefügt sind (außer circa einem halben Pfund Gehirnmasse, die man beim Ansehen eines Bruce-Willis-Actionfilms verloren hat). Unter diesen Umständen ist man natürlich froh, überhaupt irgendwo angekommen zu sein; dass es Australien ist, ist dann noch besonders schön.

Gleich hier möchte ich betonen, dass ich Australien liebe – über alle Maßen – und jedes Mal, wenn ich es sehe, von neuem hingerissen bin. Eben deshalb, weil man es so wenig beachtet, ist man bei der Ankunft immer wieder auf höchst angenehme Weise überrascht. Eigentlich erwartet man ja nach einer so weiten Anreise, zuallermindest Menschen auf Kamelen vorzufinden. Auf den Straßen- und Ladenschildern sollten unentzifferbare Buchstaben stehen und dunkelhäutige Männer in langen Gewändern aus fingerhutgroßen Tässchen Kaffee trinken und Wasserpfeifen schmauchen. Man stellt sich auf klapprige Busse und Schlaglöcher in den Straßen ein und dass man von allem, was man anfasst, die Seuche kriegt. Aber nein, so ist es nicht. Hier ist alles bequem, sauber und vertraut. Bis auf die Tatsache, dass Männer ab einem gewissen Alter mit Vorliebe Kniestrümpfe und kurze Hosen tragen, sind die Menschen wie du und ich. Prima! Klasse! Deshalb bin ich ja so gern in Australien.

Natürlich auch noch aus anderen Gründen, und die möchte ich hier einmal festhalten. Die Leute sind ungeheuer lebenswürdig – fröhlich, extrovertiert, schlagfertig und stets zuvorkommend. Ihre Städte sind sicher und sauber und fast alle am Wasser gebaut. Die Gesellschaft reich, wohlorganisiert und von Natur aus egalitär. Das Essen hervorragend. Das Bier kalt. Die Sonne scheint fast immer. An jeder Straßenecke gibt es Kaffee. Und Rupert Murdoch wohnt nicht mehr hier. Viel besser kann das Leben nicht werden.

Auf dieser – meiner fünften – Reise wollte ich zum ersten Mal das echte Australien sehen, das unendliche, brütend heiße Innere, die grenzenlose Leere, die zwischen den Küsten liegt.

Ich habe nie ganz begriffen, warum einen die Leute, die einen drängen, ihr »echtes« Land zu sehen, immer in die verlassenen Gegenden schicken, wo kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, freiwillig leben würde, aber bitte schön, so ist es. Man kann eben nicht sagen, man sei in Australien gewesen, wenn man nicht durch das Outback gefahren ist.

Am allerbesten war, dass ich es auf die smarte Tour, nämlich mit der Eisenbahn machen würde, der sagenhaften Indian Pacific von Sydney nach Perth. Zweitausendsiebenhundert-undzwanzig Meilen lang windet sie sich gemächlich durch das untere Drittel Australiens, durch die Bundesstaaten New South Wales, South Australia und Western Australia. Sie ist zweifellos die Königin unter den Eisenbahnen der südlichen Erdhalbkugel. Nach Sydney klettert sie langsam durch die Blue Mountains, rumpelt dann durch endloses Schafsländ, folgt dem Darling River bis zum Murray River und diesem Richtung Adelaide und durchquert anschließend die riesige Nullarbor Plain bis zu den Goldfeldern um Kalgoorlie, bevor sie zum wohlverdienten Halt in dem weit entfernten Perth kommt. Vor allem die Nullarbor Ebene, eine fast unvorstellbar weite, mörderische Halbwüste, wollte ich sehen.

Ich hatte schon seit längerer Zeit vorgehabt, herzufliegen und ein Buch zu schreiben, doch als die Farbbeilage der *Mail on Sunday* eine Spezialnummer über Australien plante und ich eine Reportage dazu beisteuern sollte, kriegte ich den Trip auch noch geschenkt – ich konnte das Land auf überaus bequeme Weise und auf Kosten von jemand anderem durchqueren. Das war ganz nach meinem Geschmack. Etwa eine Woche lang sollte ich zusammen mit dem aus London einfliegenden jungen englischen Fotografen Trevor Ray Hart reisen. Am Morgen nach meiner Ankunft wollten wir uns treffen.

Zuerst aber hatte ich einen Tag nur für mich allein, und das freute mich ungeheuer. Bisher war ich immer nur auf Lesereise in Sydney gewesen, meine Bekanntschaft mit der Stadt

gründete sich fast ausschließlich auf Taxifahrten durch ob-
skure Viertel wie Ultimo oder Annandale. Nur bei meinem ers-
ten Besuch vor etlichen Jahren hatte ich überhaupt etwas von
der Stadt gesehen. Ein freundlicher Vertreter meines australi-
schen Verlages machte mit mir, seiner Frau und seinen beiden
kleinen Töchtern einen Tagesausflug mit dem Auto. Ich saß
vorn auf dem Beifahrersitz und blamierte mich bis auf die
Knochen. Denn ich schlief ein. Glauben Sie mir, nicht aus
Desinteresse oder mangelnder Wertschätzung, sondern weil
der Tag warm und ich gerade erst angekommen war und mich
zu einem unglücklichen und reichlich frühen Zeitpunkt der
Jetlag übermannte. Hilflos sank ich in ein Koma.

Leider bin ich kein diskreter, reizender Schläfer. Die meis-
ten Leute, die einnicken, sehen aus, als könnten sie eine Decke
gebrauchen; ich, als bräuchte ich ärztlichen Beistand. Als hätte
man mir aus Experimentiergründen ein starkes, Muskel ent-
spannendes Mittel gespritzt, fallen meine Beine in einer gro-
tesk einladenden Weise auseinander; meine Arme hängen af-
fenartig bis zum Boden. Alles, was in mir ist – Zunge, feuchte
Luftbläschen aus meinem Darm –, beschließt zu entweichen.
Wie bei einem Wackeldackel kippt mein Kopf von Zeit zu Zeit
nach vorn, ein Viertelliter zähflüssigen Sabbers ergießt sich auf
meinen Schoß, dann fällt mein Kopf wieder nach hinten, und
ich lade mich geräuschvoll auf wie ein Klo-Spülkasten. Dazu
– ich kann nicht anders – schnarche ich lautstark wie eine
Trickfilmfigur und stoße aus gummiartig flappenden Lippen
ausgiebig Dampf aus. Lange Phasen bleibe ich unnatürlich ru-
hig, sodass die Zuschauer sich besorgte Blicke zuwerfen und
über mich beugen, dann versteife ich mich dramatisch und be-
ginne nach einer schier endlosen quälenden Pause mit dem
ganzen Körper zu zucken und zu zappeln, als läge ich auf dem
elektrischen Stuhl, kurz nachdem der Schalter umgelegt wor-
den ist. Zum Schluss kreische ich ein-, zweimal gellend und
tuntig und wache auf. Nur um festzustellen, dass in einem

Umkreis von einhundertundfünfzig Metern alles menschliche Treiben zum Erliegen gekommen ist und sich sämtliche Kinder unter acht an die Rocksäume ihrer Mütter klammern. Es ist ein schweres Los.

Ich habe nie erfahren, wie lange ich damals in dem Auto geschlafen habe, aber kurz war es nicht. Ich weiß nur, dass ein bleiernes Schweigen in der Luft hing, als ich wieder zu mir kam – eben die Art Schweigen, das Menschen überkommt, die in ihrer Heimatstadt einen zusammengesackten, zuckenden Haufen von einer Sehenswürdigkeit zur anderen karren und er sie keines Blickes würdigt.

Einen Moment völlig unsicher, wer diese Leute waren, glotzte ich in die Runde, räusperte mich und hievte mich in eine aufrechtere Haltung.

»Wir haben gedacht, dass Sie vielleicht ein wenig zu Mittag essen wollen«, sagte mein Stadtführer leise, als er sah, dass ich fürs Erste meine dringenden Ambitionen aufgegeben hatte, seinen Wagen mit Spucke zu überschwemmen.

»Das wäre sehr schön«, erwiderte ich mit dünnem, demütigem Stimmchen und entdeckte zugleich mit einem mir vertrauten inneren Entsetzen, dass sich, während ich geschlummert hatte, offenbar eine Vierhundertpfundfliege über mir erbrochen hatte. In dem Versuch, die Aufmerksamkeit von dem unnatürlich feuchten Glanz auf mir abzulenken und gleichzeitig mein Interesse an der Stadtrundfahrt wieder kundzutun, fügte ich fröhlicher hinzu: »Ist das immer noch die Neutral Bay?«

Ich vernahm einen unwillkürlichen kurzen Japslaut, wie er einem entfährt, wenn ein Getränk den falschen Weg nimmt, und dann mit einer gewissen gezwungenen Artikuliertheit: »Nein, das ist Dover Heights. In Neutral Bay waren wir –« Eine Sekunde Pause, damit mir die Bedeutung dieser Aussage auch ganz klar war: »Vor einer ganzen Weile.«

»Aha.« Ich machte ein ernstes Gesicht, als versuchte ich herauszufinden, was in der Zwischenzeit passiert war.

»Das heißt, vor einer ziemlich langen Weile.«

»Aha.«

Den Rest des Weges bis zum Lunch legten wir schweigend zurück. Der Nachmittag verlief netter. Wir speisten in einem beliebten Fischlokal am Kai in Watsons Bay und betrachteten dann von den hohen, gischtgepeitschten Klippen über der Hafeneinfahrt den Pazifik. Auf dem Heimweg erwischten wir immer wieder einen Blick auf den fraglos schönsten Hafen der Welt – blaues Wasser, dahergleitende Segelboote, in der Ferne den stählernen Bogen der Harbour Bridge und das fröhlich daneben hockende Opernhaus. Aber ich hatte natürlich kaum was von Sydney mitgekriegt und musste früh am nächsten Morgen weiter nach Melbourne.

Wie erpicht ich darauf war, nun mehr zu sehen, können Sie sich leicht vorstellen. Und da offenbar alle Sydneysiders, wie sie drolligerweise genannt werden, das unstillbare Verlangen haben, Besuchern ihre Stadt vorzuführen, hatte ich wieder ein freundliches Angebot, diesmal von einer Journalistin des *Sydney Morning Herald*, Deirdre Macken, einer hellwachen, fröhlichen Dame um die vierzig. Sie holte mich zusammen mit dem jungen Fotografen Glenn Hunt im Hotel ab, und wir liefen zu Fuß zum Museum of Sydney, einer modisch schicken, neuen Einrichtung, die es schafft, interessant und lehrreich auszusehen, ohne es zu sein. Man starrt auf raffiniert schlecht beleuchtete Exponate – eine Kiste mit Gegenständen von Einwanderern, ein Zimmer, vollgekleistert mit Seiten aus beliebten Illustrierten der Fünfzigerjahre –, weiß aber eigentlich nie, was man daraus schließen soll. Doch wir tranken einen sehr leckeren Milchkaffee im Museumscafé, wo Deirdre uns ihre Pläne für unser umfangreiches Tagesprogramm darlegte.

Als Erstes wollten wir zum Circular Quay spazieren und mit der Fähre durch den Hafen zum Taronga Zoo-Pier fahren. In den Zoo selbst wollten wir nicht, sondern um die Little Sirius Cove herum und durch die steilen, üppig grünen Hügel von

Cremorne Point zu Deirdres Haus hinaufwandern, wo wir ein paar Handtücher und Boogie Boards einpacken und mit dem Auto nach Manly fahren wollten, einem Vorort am Strand mit Pazifikblick. Dort wollten wir einen Happen zu Mittag essen, danach ein Stündchen Leibesertüchtigung, nämlich Boogie Boarding betreiben, uns trocken rubbeln und dann nach –

»Entschuldigung, wenn ich unterbreche«, unterbrach ich, »was genau ist Boogie Boarding?«

»Ah, es macht Spaß. Es wird Ihnen gefallen«, sagte Deirdre wohlgenut, wenngleich ein wenig ausweichend, fand ich.

»Ja, aber was ist es denn?«

»Es ist eine Wassersportart. Macht irrsinnig Spaß. Macht es nicht irrsinnig Spaß, Glenn?«

»Ja, irrsinnig«, meinte auch Glenn, der, wie alle Leute, die ihre Filme bezahlt kriegen, unbekümmert drauflosknipste. Bi'siet, bi'siet, bi'siet, sang seine Kamera, als er drei rasche, kunstvoll identische Schnappschüsse von Deirdre und mir im Gespräch machte.

»Aber was genau muss man machen?« Ich ließ nicht locker.

»Man nimmt eine Art Miniaturesurfboard, paddelt aufs Meer hinaus, sieht zu, dass man eine schöne große Welle erwischt, und reitet damit zurück zum Ufer. Es ist leicht. Sie werden es toll finden.«

»Was ist mit Haien?«, fragte ich beklommen.

»Ach, die gibt's hier kaum. Glenn, wie lange ist es her, dass hier jemand einem Hai zum Opfer gefallen ist?«

»Ewigkeiten«, sagte Glenn und überlegte genauer. »Mindestens ein paar Monate.«

»Monate?«, kreischte ich.

»Mindestens. Haie werden als Gefahr bei weitem überschätzt«, fügte Glenn hinzu. »Bei weitem. Die Strömungen, die haben's in sich.« Er knipste noch ein paar Bilder.

»Strömungen?«

»Unterwasserströmungen, die schräg zum Ufer verlaufen

und manchmal Leute ins Meer hinaustragen«, erklärte Deirdre. »Aber keine Bange. Das passiert Ihnen schon nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil wir auf Sie aufpassen.« Mit einem gütigen Lächeln trank sie ihre Tasse leer und ermahnte uns zur Eile.

Drei Stunden später, nachdem wir alles nach Plan erledigt hatten, standen wir auf einem gottverlassen wirkenden Strand namens Freshwater Beach bei Manly, an einer großen u-förmigen Bucht, eingerahmt von niedrigen, Gestrüpp überwucherten Hügeln und mit, wie ich fand, entsetzlich großen Wellen, die von einer unendlichen, launischen See hereindonnerten. Ungefähr in der Mitte surften ein paar tollkühne Geschöpfe in Taucheranzügen auf schaumbedeckte Felsvorsprünge am Rande der Bucht zu; näher am Strand ließ sich ein Häuflein Wasserfreunde, wie es schien, heitersten Sinnes, von krachenden Brechern verschlingen.

Gedrängt von Deirdre, die offenbar sehr erpicht darauf war, in das schaumige Nass zu kommen, zogen wir uns – ich langsam und bedächtig, sie in Windeseile – bis auf die Badeklamotten aus, die wir auf ihre Instruktionen hin unter der Kleidung trugen.

»Wenn Sie in eine Strömung kommen«, sagte Deirdre, »besteht der Trick darin, nicht in Panik zu geraten.«

Ich schaute sie an. »Sie wollen mir erzählen, ich soll ruhig ertrinken?«

»Nein, nein. Behalten Sie nur klaren Kopf und versuchen Sie nicht, gegen den Strom zu schwimmen. Schwimmen Sie quer durch. Und wenn Sie dann immer noch Probleme haben, winken Sie einfach. So.« Mit weit ausholender Bewegung, bei der nur ein Australier auf die Idee kommen konnte, man zeige damit auf angemessene Weise eine Seenotsituation an, wedelte sie lässig mit dem Arm. »Und dann warten Sie, bis die Rettungsschwimmer kommen.«

»Was ist, wenn die Rettungsschwimmer mich nicht sehen?«

»Die sehen Sie schon.«

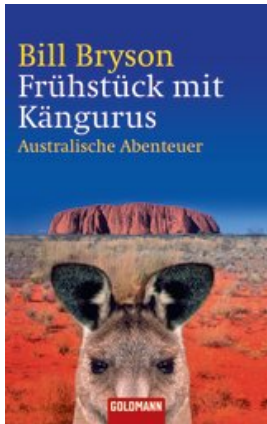
»Aber was, wenn nicht?«

Doch Deirdre watete schon in die Brandung, ein Boogie Board unter den Arm geklemmt.

Genierlich ließ ich mein Hemd auf den Sand fallen und stand bis auf meine ausgeleierte Badehose nackt da. Glenn, der noch nie etwas so einzigartig Groteskes an einem australischen Strand erblickt hatte, jedenfalls nichts, das noch lebte, schnappte sich seinen Fotoapparat und begann aufgeregt, Nahaufnahmen von meinem Bauch zu machen. Bi'siet, bi' siet, bi' siet, bi' siet, sang seine Kamera fröhlich, als er mir in die Wellen folgte.

Hier möchte ich eine kurze Pause machen und zwei kleine Geschichten einschieben. 1935 fingen nicht weit von dort, wo wir waren, Fischer einen vier Meter zwanzig langen Hai und brachten ihn in ein öffentliches Aquarium in Coogee, wo man ihn anschauen konnte. Ein, zwei Tage war der Hai in seinem neuen Zuhause herumgepaddelt, da spie er plötzlich und zu einer gewissen Überraschung der anwesenden Massen einen menschlichen Arm aus. Als man den zuletzt gesehen hatte, hing er an einem jungen Mann namens Jimmy Smith, der, da zweifelte ich nicht, seine Notlage mit einer weit ausholenden, lässigen Armbewegung signalisiert hatte.

Nun die zweite Geschichte: Drei Jahre später wälzten sich an einem sonnig klaren und ruhigen Sonntagnachmittag in Bondi Beach, auch nicht weit von unserem Aufenthaltsort entfernt, aus dem Nichts vier abnorme, extrem hohe Wellen herein, bis zu sieben Meter fünfzig hoch. In ihrem Sog wurden mehr als zweihundert Menschen ins Meer hinausgezogen. Gott sei Dank waren an dem Tag fünfzig Rettungsschwimmer im Einsatz, und sie schafften es, bis auf sechs Leute alle zu retten. Mir ist klar, dass wir hier über Vorfälle reden, die sich vor vielen Jahren zugetragen haben, aber das ist mir egal. Ich habe trotzdem Recht: Der Ozean ist hinterhältig.



Bill Bryson

Frühstück mit Kängurus

Australische Abenteuer

eBook

ISBN: 978-3-641-09056-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2012

Was ist das für ein Land, in dem sich fliegende Füchse tummeln und Schweinefußnasenbeutel einst ihr Unwesen trieben? In seinem ebenso amüsanten wie informativen Streifzug durch ein unbekanntes Australien erzählt Bill Bryson von den historischen Hintergründen der Entdeckung dieses faszinierenden Kontinents - und hält den Leser mit seinem scharfen Blick für alles Skurrile und Ungewöhnliche in Atem.